

Nachdruck verboten.

Nemesis.

Eine lustige Geschichte von Paul Witz.

Da der Sommer bisher kalt und regnerisch gewesen war und erst der Spätsommer die ersten schönen sonnigen Tage brachte, erst der Spätsommer die ersten schönen sonnigen Tage brachte, so war Witte, aber jung und still; zwar hatte sie sich wieder verlobt, dennoch aber blieb sie eigene Herrin ihrer Entschlüsse und verlangte von ihrem Zukünftigen, daß er sich ihren Wünschen füge.

Und dieser Zukünftige war nun genau, der stattdessen und sehr wohlhabenden Braut vorerst in fast allen Dingen nachzugeben, denn er sagte sich: erst muß ich diese reiche aber etwas zum Herrschen benötigte Dame mein Eigen nennen, dann erst kann ich mein wahres Gesicht zeigen und den Herrn im Hause herumschleichen.

Als nun die junge Witte ihrem Verlobten den Reiseplan kundgab, erwiderte Herr Waldemar lächelnd: „Aber natürlich, mein Schatz, reise getrost! Ein wenig Erholung kann dir nur dienlich sein!“

Drei Tage später reiste Frau Vertram nach Thüringen. Natürlich war Herr Waldemar am Bahnhof und es gab ein überaus herzliches Abschiednehmen. Schon als der Zug zur Halle hinausgefahren war, stand der betrübte Bräutigam noch immer mit dem Taschentuch winkend da, und erst als die Entfernung zu groß wurde und er nichts mehr sehen konnte, da verließ er den Perron; nun aber atmete er auf und dachte: nach einer so ergreifenden Nahrung muß man sich doch ein wenig stärken! Und so ging er in die nächste Kneipe.

Raum hatte er an einem Tisch sich niedergelassen, als ein alter Herr eintrat und sich — da nicht viel Platz mehr frei war — mit an seinen Tisch setzte.

Nach einigen Augenblicken begann der alte Herr die Unterhaltung: „Sie haben wohl soeben Ihrer Gattin das Geleit gegeben, nicht wahr? Ich sah nämlich Ihren herzlichen Abschied.“

„Nein, die Dame ist meine Verlobte“, antwortete Herr Waldemar ein wenig zurückhaltend.

„Ah pardon! Ich habe nämlich meine Frau begleitet, die auf vier Wochen nach Tabor geht, und da glaubte ich, daß auch Sie so ein unglücklicher Strohvitte seien!“

Lächelnd meinte Herr Waldemar: „Nun so halb und halb bin ich es ja doch auch.“

Worauf der Alte heiter das Glas ergriff, sich als Sernow vorstellte, und rief: „Also ich denke, wir stärken uns gemeinsam um über das erste Leid der Trennungstunden hinweg zu kommen, — prosit!“

„Dell kangen die Gläser aneinander.“

Nach einem Weilsen sagte der Alte: „Wissen Sie, eigentlich ist so ein Strohvitte doch nur zu bebauern!“

Frugend sah der andere auf.

„Nun ja! Denn so lustig und beutegierig, wie man sich so einen freigelassenen Chemann immer vorstellt, so ist er gar nicht; wenigstens die meisten Männer sind nicht so; im Gegenteil, während der Abwesenheit der Frau müssen sie manche ihrer Bequemlichkeiten opfern.“

„Aber dafür haben sie doch auch so manche Freiheit, die ihnen im Weilsen der Frau wohl nicht immer vergönnt wäre“, rief Herr Waldemar lächelnd bezwischen.

„Zugegeben, ja wohl! Aber diese Genüsse wiegen doch die Entbehrungen kaum auf und wenn man erst in meine Jahre kommt, dann lernt man Ruhe und Bequemlichkeit schätzen.“

„Ah, so alt hätte ich Sie nicht geschätzt.“

„Ich bin fünf und fünfzig.“

„Nun also, in den besten Jahren!“

„Die liegen hinter mir!“

„Na, na, so schlimm wird es wohl nicht sein! Ihre Augen wenigstens bliden noch lustig genug drein.“

Seiter und klug sah der Alte ihn an, dann erwiderte er schmunzelnd: „Nun, wenn ich schon alles Vorhergegangene ordentlich erhalte, so bin ich deshalb doch noch kein sogenannter Trauerkloß.“

„Sehen Sie, das meine ich auch! Und zum Beweis dafür geben Sie mir die Ehre, jetzt noch ein Glas mit mir zu trinken“, schnell winkte Herr Waldemar den Kellner heran, und schon in der nächsten Minute war die neue Flasche da.

Als man mitten im flotten Trinken war, meinte der Alte: „Na und Sie werden sich wohl die paar Wochen Freiheit wohl ordentlich zu Gemüte ziehen, nicht wahr?“

Da lächelte Herr Waldemar ein wenig selbstgefällig und antwortete: „Nun ja, wenn sich mir ein Mädchen bietet, pfände ich es wohl! Warum auch nicht? Man ist ja noch mitten drin! Und trägt man erst den Ehering, dann hat's ja doch ein Ende.“

Der Alte sah ihn an, nickte auch, dann hob er sein Glas und trank bedächtig aus.

Wald darauf trennte man sich mit einem „Auf Wiedersehen!“

Die beiden Flaschen Rüdesheimer hatten genügt, den Trennungschmerz Herrn Waldemars hinweg zu spülen. Schon am nächsten Tage zog er sich flott und elegant an, steckte eine Blume ins Knopfloch und den Verlobungsring in die Westentasche, und nun ging's los, nach dem bewußten „Blümchen“, das da einsam und verstaubt irgendwo harnte, zu suchen.

Witten im Trudel des zoologischen Gartens fand er ein liebreizendes junges Mädchen, dessen Augen ihn fesselten.

Red und feix stieg er ihr nach.

Die Kleine verließ sehr bald die dicht belebte große Allee und promenierte dann ganz einsam und allein durch mehrere Seitenwege, bis sie zu einer Bank am neuen Geflügelhaus kam auf der sie sich niederlegte.

Immer war Herr Waldemar der schlanken Gestalt gefolgt, und mit jedem Augenblick entzündete ihn die Kleine mehr und mehr, denn etwas so lieblich-graciföses hatte er seit langem nicht gesehen. Als er die Bank erreicht hatte, war er zum Angriff entschlossen.

„Gestatten Sie, meine Gnädigste, daß ich hier Platz nehmen darf?“ Mit höflichem Gruß trat er näher.

Die Kleine sah ihn ein wenig erstaunt, aber mit neckischem Lächeln an, dann antwortete sie: „Bitte, ich habe hier nichts zu erlauben.“

Und er setzte sich. Er sah sie an, unausgesetzt, bis sie ein kleines Buch herauszog und zu lesen anfang, um sich seinen Blicken zu entziehen.

Endlich begann er: „Wenn gnädiges Fräulein hier jemand erwarten, bitte ich, nur um eine Andeutung, ich verschwinde dann sofort.“

Wieder sah sie ihn heiter an: „Sie stören mich durchaus nicht. Wenn aber Sie jemand hier erwarten, und ich also stören sollte, dann bitte, sagen Sie es mir, dann gehe ich a tempo.“

„Um des Himmels Willen, bleiben Sie, gnädiges Fräulein! Ihre Wege kam ich ja nur hierher!“ rief er nun begeistert.

„Meinetwegen?“

„Ja, meine Gnädigste! Sie haben es mir angethan! Ich bete Sie an!“

Nun lachte sie laut auf. „Ich kam, ich sah, ich siegte! — So was ist mir selbst in Berlin noch passiert! — Wollen Sie mich gleich entführen? Oder wollen Sie erst mit meinem Vater sprechen?“

Ihre burleske Heiterkeit machte ihn einen Augenblick sprachlos. Endlich sammelte er sich und begann den Angriff: „Sie glauben meinen Worten nicht, mein gnädiges Fräulein?“

„Nein!“ lachte sie herzlich auf.

„Und warum nicht?“

„Weil Sie ja schon verlobt sind! Da, an Ihrer linken Hand sehe ich ja die Spur des Rings, den Sie vermutlich in der Westentasche haben werden!“

Verblüfft sah er erst den Ringfinger, dann das junge Mädchen an, dann stotterte er ein paar Worte hervor, die nicht genau zu verstehen waren.

Das kleine Fräulein aber sprach nun mit erhobener Stimme: „Ja, wenn Sie aber wirklich verlobt sind, wie konnten Sie sich dann erlauben, mir derartige Sachen zu sagen! Für was haben Sie mich denn gehalten?“

Nun schwand ihm das letzte Restchen von Geistesgegenwart, er stotterte wieder etwas Unverständliches und wollte sich so schnell als möglich empfehlen.

Aber siehe, da kam ein Herr des Wegs daher, und dieser Herr, war Sernow, der alte Bekannte aus der Weinkeipe.

Und da jubelte die Kleine auf. „Ah, Papachen, Du kommst gerade zur rechten Zeit, — dieser Herr hat mir eben einen regelrechten Liebesantrag gemacht!“

Die Herren erkannten sich sofort. Und während der Alte lächelnd drohte, empfahl sich Herr Waldemar unter erneuten Entschuldigungen.

Am nächsten Tage, ganz unerwartet, kam Frau Witte Vertram bereits von der Reise zurück, — einen Grund dafür gab sie gar nicht erst an.

Aber einen Monat später schon stand das Paar vor dem Altar.

Die junge Frau fand, daß es so besser sei, damit der Mann sich nicht zu viel allein überlassen wäre. —

Wiel später erst, als sie lange schon verheiratet waren, erfuhr Herr Waldemar erst, daß dieser alte Herr Sernow ein langjähriger Freund ihres Vaters war und daß er den Auftrag bekommen hatte, ihn damals in der freien Zeit zu beaufsichtigen.

Seidem ist Herr Waldemar etwas vorsichtiger geworden.

„Zacherlin“
Kasselerisch: Was in Flaschen Nicht in der Gasse

LIEBIG'S FLEISCH-EXTRACT
in Zinntuben.



Neue praktische Verpackung.
Sofortige leichte Verwendbarkeit.
Unentbehrlich für Militair, Jäger, Touristen, Sportsleute.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren
kaufen Sie sehr billig im
Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, 1. Etage, an der Marktstrasse. 900

Buß- und Schener-Artikel.

Schmuck- u. Abseilbürsten zu 8, 10, 20, 25, 30, 50 Pf. u. höher. Parquettschrubber 7, 10, 12, 14 Mt.
Schneerührer zu 10, 15, 20, 25, 30, 35, 40, 45, 50 und 60 Pf. Schneerührer, Olenwischer etc.
Feuerlöcher in prima Waare zu 15, 20, 30, 50, 75 Pf., 1.—, 1.20, 1.50, 2.— Mt. etc.
Schrubber zu 15, 20, 25, 30, 35, 40, 45, 50, 75 Pf. und höher. Glaserbürsten zu 30, 40, 50 Pf. und höher.
Wodenbeilen zu 50, 75 Pf., 1.—, 1.50, 2.—, 3.— Mt. Straßensieben zu 50, 75 Pf., 1.—, 1.50, 2.—, 3.— Mt. und höher.
Feuerlöcher zu 10, 20, 50, 75 Pf. Parquetbürsten zu 1.50, 2.—, 4.—, 6.— Mt. und höher.
Feuer alle Kinder, Bade- und Toiletenschwämme etc. Wagenschwämme, Rutscherartikel etc.
Teppichbeilen zu 50, 75 Pf., 1.—, 1.50 Mt. etc. Wästelbürsten zu 50, 75 Pf., 1.—, 1.50 Mt. und höher.
Feuerlöcher zu 15, 20, 50, 75 Pf., 1.50 Mt. etc. Wästelklopper zu 25, 35, 50, 75 Pf. und höher.
Fuchsmatten zu 25, 30, 50, 75 Pf., 1.—, 1.20, 1.50, 2.— und höher, größte Auswahl. Fuchsbürsten etc.
Wästelbürsten zu 15, 25, 35, 50, 75 Pf., 1.—, 1.50, 2.—, 3.— Mt. und höher.
Kleiderbürsten zu 20, 30, 50, 75 Pf., 1.— bis 6.— Mt., große Auswahl, Teppichkehrmaschinen etc.

Korb-, Holz-, Bürsten-, Siebwaaren, Toilette-Artikel, Kamm- und Hornwaaren, Wäscherei-Artikel, wie Waschkörbe, Waschlammern, Waschbürsten, Waschböcke, Waschbretter, Bügelbretter etc.

empfiehlt billigt in größter Auswahl
Michelsberg 7. Karl Wittich, Ecke Gemeindebadgäßchen.

Billigste Bezugsquelle für Hotels, Pensionen, Wiederverkäufer etc.

8685

Alle Arten Küfer-Waaren

in allen Größen, wie:

Pflanzkübel,
runde und ovale
Waschbüten,
Brenken,
Zuber,
Eimer,
Butterfässer etc.



Neuanfertigung und Reparaturen in Küferwaaren.

Geschlechtsleidende

finden Rath und Hilfe in den verzeihlichsten Fällen bei
H. Flarack, Mainz, Dintere Reihe, nahe Bahnhofstr.

Der diesjährige Ertrag der Kirichen
auf dem Hofgut „Adamsthal“

zu verkaufen.

4691

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,

E. Plümacher & Co.

Doppelt bei Wiesbaden (Teleph. 771).

Abenimmt Hotel-, Pension- u. Privat-Wäsche. Prompte Bedienung,
kostenlose Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.

Caffee- und Speisehaus

von C. Ullrich,

15 Mauergasse 15,

empfiehlt guten bürgerlichen Mittagstisch zu 45 Pf. u. höher,
sowie Abendessen von 25 Pf. an in und außer dem Hause.

4989

3. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 154.

Samstag, den 5. Juli 1903.

18. Jahrgang.



Ein historisches Kaffeehaus. Wieder verschwindet in Paris eines der alten Kaffeehäuser, die durch die Erinnerungen an berühmte Männer der Vergangenheit, besonders natürlich Literaten, ihre Weihe empfangen hatten, in seiner historischen Gestalt von der Bildfläche. Das „Café de la Regence“, der Aufenthaltsort der friedlichen Welt der Schachspieler, schließt in diesen Tagen seine Pforten, um nach einer gründlichen Renovierung als eine Art Bierhaus modernen Stils wieder eröffnet zu werden. Das Kaffeehaus ist eine Einrichtung, die aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammt. Bald nach der Einführung des Kaffees in Frankreich schenkte ihm ein Amerikaner im Jahre 1670 auf dem Markt Saint-Germain in Laffen aus, und öffentliche Etablissements, in denen Kaffee verabreicht wurde, wurden in Paris eröffnet. Das eingangs erwähnte war eins der ersten „Cafés“, das mit Spiegeln, Marmortischen und Marmorsesseln ausgestattet war. Es wurde im Jahre 1688 von einem Sieur Lesèvre gegründet; seinen jetzigen Namen hat es natürlich erst nach 1715 erhalten, vorher hieß es „Café de la place du Palais-Royal“. Von da an spielt es seine Rolle in der französischen Literatur. Diderot verkehrte häufig dort, und er hat es berühmt gemacht, indem er es in der Einleitung zu „Rameaus Neffe“ ausführlich als den Ort schildert, an dem man in Paris am besten Schach spielt. Auch d'Alembert, Chamfort, Marmontel, Grimm, Le Sage, Franklin und selbst Voltaire gehörten zu den ständigen Gästen des Kaffeehauses. Im Jahre 1770 reichte sich auch Jean Jacques Rousseau, der trotz des Verhaftungsbefehls, mit dem er durch die Veröffentlichung seines „Emile“ bedroht war, nach Paris zurückgekehrt war, mehrere Male an diesem Orte. Seine Anwesenheit zog aber einen großen Menschenhaufen nach sich, nicht nur in dem Café selbst, sondern auch auf dem Plage, und man forderte den Philosophen auf, sich nicht mehr hier oder überhaupt in der Öffentlichkeit zu zeigen. Der berühmteste der Schachspieler, die dem Kaffeehaus seinen Ruf gaben, war der Musiker Philidor, den auch Diderot als den „feinen“ erwähnt. Seine Erinnerung ist an dieser Stätte durch seine Büste und ein kleines runderes Vortragsbühnchen geblieben. Während der Schreckenszeit zählte das Kaffeehaus Robespierre zu seinen Gästen. Nach einer

oft erzählten Anekdote setzte sich eines Abends ein Jüngling an seinen Tisch und forderte ihn zu einer Schachpartie heraus. Der Diktator wurde zweimal geschlagen, und er fragte nun, was der Einsatz sein sollte. Darauf ließ ihm der Gegner, der eine als Mann verkleidete Frau war, die Freilassung eines Gefangenen unterzeichnen, den sie sehr liebte. Später war Napoleon Bonaparte einer der Schachspieler des Kaffeehauses, und man zeigt noch den Tisch, an dem er gespielt haben soll. Nur allzu oft suchte es Alfred de Musset auf, und leider trank er hier etwas anderes als Kaffee. Er war ein ausgezeichnete Schachspieler. Man erzählt, daß er auch an dem Morgen der Februarrevolution hier beim Spiele saß und, als sein Partner ihn bei dem Lärm des Gewehrfeuers verlassen hatte, einen anderen suchte und ruhig seine Partie fortsetzte. . . . Alle die berühmten historischen Pariser Kaffeehäuser — um nur noch eins zu nennen, das Café Procope — sind nun verschwunden oder Bierhäuser geworden. Diese neue Umwandlung ist ein Zeichen der Zeit.

Kostbare moderne Tapeten. Ueber den Luxus, der in reichen englischen Häusern mit Tapeten getrieben wird, macht eine bekannte Londoner Tapetenfirma einige interessante Angaben: In vielen Häusern sind die Wände mit Stoffen bedeckt, die bedeutend mehr als eine Seide kosten. Die von uns Tapissierertapeten genannten Tapeten sind genau nach den schönsten Smyrna und türkischen Teppichen kopiert, deren Farben und Muster mit überraschender Treue wiedergegeben sind. Wir haben Leute, die ganz Europa durchsuchen, um Bilder und Wanddekorationen früherer Jahrhunderte zu kopieren. Ein sehr schönes Muster aus der Zeit Ludwigs 16. haben wir z. B. auf sehr merkwürdige Weise erhalten. Einer unserer Kunden war im vorigen Sommer in Paris und besuchte eines Tages ein haussälliges Schloß, das früher einer längst vergessenen Marquise gehört hatte. Nur im Salon hingen noch die Tapeten, freilich auch schon in Streifen zerhackt. Das Muster war so entzückend in seiner Zeichnung und die an vielen Stellen noch lebhaften Farben harmonisch, daß er so viele Stücke, wie er konnte davon sammelte und sie uns mit der Bitte zusandte, die Tapete so vollkommen als möglich zu reproduzieren. Es gelang uns über Erwarten, und die Tapete hängt jetzt in einem Hause im West-End London. Wir fertigten nur so viel an, wie für den Ballsaal nötig war; die Tapete kostete daher 40 Mk. die Elle, was in Anbetracht unserer Nähe nicht einmal teuer war. Tapeten werden jetzt so gemacht, daß sie bis auf die kleinsten Einzelheiten jede Holzart, fein gemasertes Mahagoni, grüne Eiche, zart gemaserten Ahorn und alle zu Paneelen gebrauchten Holzarten darstellen. (Dazu ist freilich zu bemerken, daß die moderne Bewegung im Kunstgewerbe diese

Imitation mit aller Entschiedenheit bekämpft.) Nach der Politur kann man durch den bloßen Anblick unsere Tapeten nicht von Holz unterscheiden; ich selbst habe mich schon manchmal davon täuschen lassen. Andere Tapeten ähneln Mosaiken, Sienamarine und erhabenem Cordovaleder. . . . Die Ledertapeten kosten 30 Mk. die Elle. Sie sind jedoch thätiglich unzerstörbar und können wie Holzwerk abgewaschen und geschneuert werden. Die Lederimitationen kosten natürlich weniger, eine Rolle von 8 Yards etwa 35 Mk. Viele unserer Tapeten werden für unsere Kunden besonders entworfen; dann ist der Preis natürlich sehr hoch. Vor einigen Jahren wählte ein Herr ein sehr schönes Muster, das auf seinen Wunsch direkt auf die Wände des Salons in Oel übertragen wurde, was ihm natürlich ein kleines Vermögen kostete. Nach einem halben Jahre war er des Musters überdrüssig geworden, und nun wurde die Malerei mit einer Tapete bedeckt. Mehrere unserer Kunden wechseln alle zwei Monate mit der Tapete, weil sie desselben Musters überdrüssig werden. Da sie reich genug sind, bemühen wir uns natürlich nicht, sie von ihren egoistischen Gedanken abzubringen. In einem Hause im Park Lane beträgt unsere jährliche Tapetenrechnung allein 14 000 Mk.

Institut Meerganz,

Handels- und Schreiblehreanstalt,
Dortzheimerstr. 21, p.



Garantirt gründliche und gewissenhafte Ausbildung in:

Buchführung, kaufm.
Rechnen, Wechselkunde,
Schönschreiben, kaufm.
Correspondenz, Steno-
graphie (Gabelberger), Maschinenschreiben,
Kontorpraxis etc.

Der Unterricht an Damen erfolgt in separaten
Räumen unter persönl. Leitung von Frau
R. Meerganz, langjähr. Buchhalterin.

Beste hiesige Referenzen.

Prospekte gratis und franko.

4720

Die Direktion: R. Meerganz.

Möbel u. Betten

gut und billig, auch Baubau-
herren

A. Leicher, Edelkronstr. 46

Haben Sie Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu **J. Werner, Marktstrasse 6.** Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch **reiche Auswahl** in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. **J. Werner, Marktstrasse 6.**
Bitte genau auf die Firma zu achten! 7721 Bitte genau auf die Firma zu achten!

Der Saison-Ausverkauf
zu ganz bedeutend herabgesetzten Preisen hat begonnen.
Verkauf nur gegen Baar.
Meyer-Schirg,
Specialgeschäft
in Damen- und Kinder-Confection.
Langgasse 50,
Ecke Kranzplatz. 4633

Vorzügliche Chance

zur Erlangung angenehmer, gut bezahlter Stellen bietet sich gebildeten Damen und Herren durch Ausbildung auf verschiedenen Schreibmaschinen-Systemen.
Zufolge der sich stetig steigenden Verbreitung des Maschinenschreibens haben wir ständige Nachfrage nach tüchtigen Kräften mit guter Allgemeinbildung und Sprachkenntnissen.
Anmeldungen und Eintritt täglich. Eine unlimitierte Anzahl von Schreibmaschinen f. aller Systeme neuester Construction zur Verfügung unserer Schüler. Stollennachweis kostenlos.
Mitho Kasseler billig und Instruction gratis. 3742
Universal Uebersetzungs- u. Schreibmaschinen-Institut
Röderstrasse 14, I

Nur
noch bis Ende dieses Monats
werden im Laden
Bismarckring 25
(neben meinem Laden)
mehrere tausend Paar
zurückgesetzte
Schuhe u. Stiefel
zu fabelhaft billigen Preisen verkauft.
Es sind dies ausschließlich **solide Waaren**,
welche nicht mehr in allen Nummern vorrätig sind.
Dieselben werden ohne Ausnahme
unter Selbstkostenpreis
theilweise sogar zur Hälfte des Selbstkosten-
preises abgegeben. 4727
Wilhelm Pütz,
Schuhwaarenlager,
Bismarckring 25, Ecke Bleichstraße.

Zum Luxemburger Hof

Herderstraße 13.

Mittagsstisch von 60 Bfg. an, Exportbier, Aufbacher,
Berliner Weibler, ff. reine Weine, Apfelwein
Gartenwirtschaft, Kegelbahn und Vereinsaal.
Zum Besuche laden freundlich ein. 4195

Karl Brühl.

Nassauische Bank

Act.-Ges.

Wiesbaden

Wilhelmstrasse 16 1.

An- u. Verkauf von Effekten

an in- und ausländischen Börsen.

Aufbewahrung, Verwaltung, Versiche-
rung von Effekten.

Einlösung von Coupons vor Verfall
Einholung von Couponsbogen.

Abgabe von **Checks u. Creditbriefen**
auf alle grösseren Plätze des In- und Auslandes.

Einziehung und Discontierung
von Wechseln und Devisen.

Eröffnung von laufenden Rechnungen
mit oder ohne Creditbewilligung.

Checkverkehr.

Aufbewahrung von Effecten und Pretiosen in
Schrankschließern (Safes) unter Mitverschluss
des Miethers.

Annahme von **Spareinlagen**, welche je nach Kün-
digungsfrist mit 2-4% p. a. verzinst werden.

Kostenlose Auskunft über alle das Bankfach betreffende
Fragen. 7807

Achtung!

Herren: Schuhsohlen und Fled 2,40 Mark,
Damen: " " 1,80 "

Kinder je nach der Größe.
Reparaturen werden **prompt und billig** besorgt.
Auf Bestellung Abholen und Bringen ins Haus. 4561

Wah- und Schuhsohl-Anstalt
Georg Strobel Mehrgasse 29.

Sommerfrische!

Niederseifers im Taunus (Rgl. Selters).

Volligste Lebensbedingungen.

Kunstst. Dr. J. Kaufmann, Niederseifers.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“.*

Nr. 154

(2. Beilage.)

Sonntag, den 5. Juli

1903.

Die Blüte des Bagno.

Roman von Goron und Emile Gautier.

Fortsetzung.

Saint-Magloire empfing ihn und setzte ihm mit überzeugender Genauigkeit, wie er es in allen Dingen that, den Fall auseinander, und zwar mit einem solchen Aufgebot technischer Ausdrücke, daß selbst der vorzüglichste Spezialist nichts dagegen hätte vorbringen können.

„Wissen Sie, Herr Doktor“, bemerkte er, „ich habe seinerzeit aus Liebhaberei Medizin studiert. Während meiner großen Reisen hatte ich sogar öfters Gelegenheit, meine Kenntnisse praktisch zu verwerten, ich habe eine Unmenge Krankheiten und Kranke aller Art gesehen. Aber jetzt bin ich ratlos. Ich kann mir das Unwohlsein der Baronin nicht erklären.“

„Wollen sehen, was es ist“, antwortete Lemoine bewegt.

Sie traten beide in das Zimmer Elenas ein.

Bei dem Geräusch der Schritte öffnete sie die Augen, und ein blaßes Lächeln flog über ihre Züge, als sie den Doktor erkannte, dem sie die zitternde, feuchte Hand entgegenstreckte.

„Ich bin ernstlich krank, lieber Freund“, sagte sie schwach während sie sich mit größter Anstrengung ein wenig aufrichtete und sich auf den Ellbogen stützte. „Es war die höchste Zeit, daß Sie kamen!“

„Wir wollen das schon wieder in Ordnung bringen“, antwortete Lemoine, „bleiben Sie nur hübsch ruhig!“

Er begann eine genaue Untersuchung und stellte dabei von Zeit zu Zeit Fragen an den Baron und die Baronin.

Aber weder Horden noch Klopfen noch die erhaltenen Erklärungen und Antworten konnten ihm den Schlüssel zu dem Räthsel geben.

Er bemerkte nichts besonders Auffälliges außer einer außerordentlichen Schlassheit der Glieder und Organe und einer allgemeinen Niedergeschlagenheit. Die Haut war glatt, glänzend, straff gespannt und gefärbt wie eine Frostbeule, mit einer leichten Hyperästhesie, besonders im Gesicht, auf dem Halse, der Brust und den Schultern. Der Athem ging pfeifend. Die Schwäche war außerordentlich.

Elena hatte seit mehreren Tagen weder Eier noch Geflügel gegessen, man konnte deshalb nicht daran denken, ihr irgendwelche Nahrungsmittel zu verschreiben.

Der Doktor verlangte die Strümpfe und Schuhe zu sehen die Elena gewöhnlich trug.

Vielleicht lag eine Vergiftung durch Farbstoffe vor, wovon man seit einigen Jahren so viel sprach.

Nach genauer Untersuchung gab er es auf, dieser offenbar falschen Spur zu folgen. Uebrigens hatte er die charakteristische Cyanose (die bläuliche Färbung und Gedunsenheit) des Gesichts und der Hände und Füße nicht bemerkt.

„Bis auf Weiteres“, sagte er, „ist nur eine Hypothese annehmbar, und zwar diejenige eines äußerst heftigen Anfalls von Grippe, ohne bestimmte Lokalisation. Sie wissen ja, wie vielseitig und wechselnd diese eigenthümliche Krankheit ist, welche man allgemein unter den Namen Influenza kennt.“

„In Cuba nennen wir sie „trancazo!“ unterbrach Elena mit ihrer schwachen Stimme.

„Allerdings ein „Reulenschlag!“ Eine sehr bezeichnende Benennung. Das Wort brückt ganz richtig die Stärke und die Blütheschnelle der Krankheit aus.“

(Nachdruck verboten.)

Lemoine sagte das nur, um etwas zu sagen. Innerlich war er sehr unzufrieden mit dem Ergebnis seiner Untersuchung.

In Ermangelung einer besseren Diagnose, die er trotz seiner großen Erfahrung, seines genialen Scharfblicks und seines großen Wissens nicht finden konnte, hielt er sich doch einstweilen daran. Er fühlte, daß er sich hier einem ganz ungewöhnlichen seltenen Fall gegenüber befände, einer Art tödlicher Influenza aber doch anders als diese — wahrscheinlich gefährlicher.

Lemoine verabreichte zuerst eine starke Dosis einer herztärfenden Arznei und verordnete Bettruhe.

Diese letzte Vorschrift war übrigens vollständig überflüssig, denn die Kranke war ganz außer Stande sich zu erheben.

Als der Doktor fortging, war er zwar immer noch besonnen, aber er hoffte doch wenigstens, daß die Vorschriften eine Besserung bewirken würden, und daß er am folgenden Tage etwas klarer sehen könne.

Aber er täuschte sich in allen Punkten.

Der Zustand Madame Saint-Magloire hatte sich am folgenden Tage verschlimmert.

Die Verschlimmerung hielt auch die nächste Zeit an, und die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde.

Innerhalb acht Tagen war der Zustand der Kranken wirklich verzweifelt.

Die anormalen Erscheinungen hielten an, und zwar mit stets wachsender Heftigkeit, und waren noch von ganz unbegreiflichen Störungen begleitet.

Die Haare fielen büschelweise aus, ohne auch nur mit dem Kamme berührt worden zu sein. Man hätte glauben mögen, daß sie an der Wurzel abgemäht worden wären. Der Haarausfall machte solche schnelle Fortschritte, daß man bereits hie und da größere oder kleinere vollständig kahle Stellen bemerken konnte.

Nach den Kopfhaaren schwand die Augenbrauen und sodann die Augenwimpern. Es schien, als ob das ganze Capillarsystem in seinen Lebensquellen durch eine heimtückische Perforation angegriffen sei.

Trotzdem führten die bakteriologischen Analysen, welche Lemoine anstellte, nicht zur Entdeckung irgend eines spezifischen Krankheitserregers. Die künstlichen Culturen blieben unfruchtbar, und die Einimpfungen, welche er an Kaninchen, Hunde und Motten vornahm, brachten kein Resultat, welches geeignet gewesen wäre, als Anhaltspunkt zu dienen. Die Erscheinung war also nicht parasitischen Ursprungs. Sie schien im Gegentheil eine Art plötzlicher, chemisch-physiologischer Erregung der lebenden Zellgewebe und besonders der Epidermis zu sein.

Aber Lemoine war zu peinlich gewissenhaft, um sich mit den großen Worten zu begnügen, die meistens nur dazu dienen die Unwissenheit zu verdecken. In Wahrheit verstand er um so weniger von der Krankheit, je mehr dieselbe fortschritt.

Er war so weit gekommen, sich zu fragen, ob nicht der Schmerz, die Geliebte so schwer krank zu sehen, seine Beobachtungsgabe und seinen gewohnten Scharfblick getrübt, seine Intelligenz vernichtet habe.

Währenddessen verschlimmerte sich der Zustand Elenas immer mehr.

Die Haare, Brauen und Wimpern waren ausgefallen, nur fingen die Nägel an den Fingern und Zehen an, zusammenzu-

schrumpfen. Sie verloren ihr schönes Aussehen von Rosenblättern, wurden dünn, schmal, spröde, von Längsfalten gestreift, und drohten bei der geringsten Berührung wie die Haare auszufallen. Auch die Haut war stark angegriffen.

Zuerst entstand eine Art Erythem, eine Entzündungsrothe die sich über den ganzen Körper verbreitete, aber ganz besonders heftig im Gesicht und auf der Brust austrat. Die trockene, gehärtete, pergamentartige Haut klebte sich immer fester und fester an die Knochen an, hier und da hob sie sich blasenartig, oder zeigte Risse, auf deren Grund sich nach und nach wachsende Geschwüre bildeten.

Der Appetit und der Schlaf waren geschwunden, und eine fast vollständige Fühllosigkeit trat ein.

Die Kranke schien übrigens nicht besonders zu leiden, nur quälten sie äußerst heftiges Herzklopfen und fortgesetztes Aufstoßen, welches ihren armen, zusammengeschrumpften Körper schüttelte, als ob es ihn zerstören wollte. Die Schwäche war derartig groß, daß Elena nicht einmal mehr eine Klage hervorbringen konnte.

Und dabei immerfort das entsetzliche Gefühl in einem Sad zu sein, der sich mehr und mehr zusammenschränkte. . .

Saint-Magloire trug furchtbarste Verzweiflung zur Schra. Wohl zwanzigmal kam er am Tage, um sich nach dem Befinden Elenas zu erkundigen, die bei seinem Anblick sich für einige Minuten besser zu fühlen schien und ihn stets mit einem traurigen, zärtlichen Lächeln empfing. Selbst in der Nacht stand er mehrmals auf und schlich leise an das Bett, um andächtig und mit Thränen in den Augen ihr einen langen Kuß auf ihre armen Fingerringen zu drücken, die wie Bindfäden ausjagen.

Ganz Paris wußte übrigens, daß die Baronin de Saint-Magloire von einer fremdartigen Krankheit befallen war und in Todesgefahr schwebte und daß ihr Gatte sie mit heldenhaftem Opfermuth pflegte.

Was Lemoine anbetraf, so waren seine Aufregung und sein Schmerz so groß, daß er sogar vergessen hatte, dem Chef von der Geheimpolizei von der außerordentlichen Ähnlichkeit Mittheilung zu machen, welche er zwischen dem Bilde des jungen Saint-Magloire und der Photographie Gaston Rozens im Verbrecheralbum constatirt hatte.

Elena retten, das war sein einziger Gedanke, Von furchtbarer Angst ergriffen und an sich selbst verzweifeln, beschloß er endlich, dem Baron die Hinzuziehung zweier anderer berühmter Aerzte, zweier Fürsten der Wissenschaft, vorzuschlagen, deren Namen er nannte.

„Ich wollte Sie gerade darum ersuchen“ antwortete Saint-Magloire. „Ich werde selbst sofort Rücksprache mit ihnen nehmen. Ich gäbe eine Million, zwei Millionen, zehn Millionen darum, Elena zu retten. . .“

Die gemeinsame Consultation fand noch am selben Abend statt.

Aber das Ergebniß klärte Lemoine nicht sonderlich auf. Er hatte seinerseits darum gebeten und auch die Erlaubniß erhalten, seinen besten Schüler, der trotz seiner großen Jugend bereits durch seine Diagnostik berühmt war, den sachverständigen Arzt Olivier Martin, mitzubringen.

Bei der Nennung Olivier Martins hatte der Baron der nicht vergessen hatte, welche Rolle der junge Gelehrte bei der Autopsie Dulacs gespielt, eine Grimasse geschnitten.

Aber sie verslog wie der Bliß, noch ehe Lemoine Zeit fand sie zu bemerken, und der Baron hatte mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit zugesagt.

Die beiden Celebritäten waren natürlich verschiedener Meinung.

Der erste erklärte sich für äußerst starkes und gefährliches „fievre dengue“, eine Art heimtückischer Influenza oder vielmehr Pest, die in Ländern des Orients heimisch ist. Und thatsächlich ging aus den Erklärungen Saint-Magloires hervor, daß die Baronin sich drei oder vier Wochen früher eine ganze Sendung prächtiger persischer und turkistanischer Teppiche habe zeigen lassen, welche ein armenischer Händler nach Paris gebracht hatte.

„Sehen Sie den Leitsaden?“ rief der Doktor Avigdor, eine lange, magere Autorität, der stets mit übertriebener Eleganz gekleidet war und mit seinen säbelnden Gestikulationen an einen Cavallerie-Offizier erinnerte. „Sehen Sie jetzt den Faden? Die Orientteppiche haben während der Weltausstellung von 1889 die Influenza nach Europa eingeschleppt. Was ist überhaupt die Influenza anders als eine besondere Art jenes „fievre dengue“ das nur durch den Einfluß des Klimas und der Rasse gebildet wird. Hier befinden wir uns einem äußerst schweren, niederschmetternden Fall gegenüber. Der Mikrob hat mit Sturmeswille gearbeitet, mit der ganzen Vollkraft seiner verheerenden Gewalt. Sie sehen ja alle charakteristischen Symptome des „fievre

dengue“ sind vorhanden; Sie sehen diese formidabile Niedergeschlagenheit, diesen zeitweiligen Starrkrampf, den fieberhaften Zustand, die Appetitlosigkeit, die Schlaflosigkeit, diese Abzehrung. . .“

„Aber die Erkrankung der Hautgewebe, der Haarausfall. . .“ warf Olivier Martin schüchtern ein.

„Auch das, mein junger College“, versetzte der Professor Avigdor, „selbst das. . . In vielen schweren Fällen dieser heimtückischen Krankheit treten wasserpockenähnliche Ausbrüche mit Blasen Geschwüren und insolge dessen Haarausfall ein.“

Aber der andere Professor, ein bieder, gutmüthiger Lebemann mit langem, schöngepflegtem Bart, im Frack, dessen Sammetragen mit Schuppen reichlich bedeckt war, und weißer Binde, der Doktor Dominique endlich war nicht der Ansicht.

„Niemals hat das „fievre dengue“ jemanden so zugerichtet“, sagte er. „Man kann daran sterben, posttausend, man stirbt sogar häufig daran, wenn der Fall schwer ist, aber dann ist der Todeskampf nicht so lang und die Zerstörung des Leibes entmört nicht so weitgehend. Uebrigens stirbt man fast niemals an dem Fieber selbst, sondern an anderen Gebrechen, die bis dahin im Körper geschlummert und durch den „hoc“ aufgeweckt wurden, wie zum Beispiel an einem Lungen- oder Nieren Schlag, einer Herzkrise usw., die fortdauernde Abschwächung und das Auftreten des bereits vorhandenen, aber schlummernden Uebels haben dem Kranken die nöthige Widerstandskraft genommen. . . er fällt auf die Seite, nach welcher er sich neigte. Hier ist es eine andere Sache. Ich bin der Ansicht, daß man hier nicht lange im Unklaren sein kann. Madame de Saint-Magloire hat die „Sklerodermie“. Die Erkrankung der Haut, der Nägel, des Nervensystems, die scheinbare Frosterstarrung, die Störung der inneren Organe, das Gefühl, immer fester eingeschnürt zu werden, die Hyperästhesie, das körperliche Elend, alles ist da, alles sage ich Ihnen.“

Die Hypothese des Doktors Dominique war ohne Zweifel viel einleuchtender, aber trotzdem noch weit davon entfernt, zufriedenstellend und überzeugend zu sein.

Es war zum Beispiel ganz unverständlich, daß eine solche entsetzliche, heimtückische Krankheit wie die Sklerodermie eine so gesunde, kräftige, junge Frau angreifen konnte, welche doch sichtbar weder rheumatischen, noch tuberkulösen Leiden noch der Arteriosklerose unterworfen war.

Lemoine und Olivier Martin schlossen sich, wenigstens vorläufig, der Meinung des Doktors Dominique an.

Der Professor Avigdor brummte etwas in den Bart, beugte sich aber, nicht ohne ganz besondere Reserven zu machen, unter die Ansicht der Majorität.

Man beschloß sodann gemeinsam folgende Behandlung: Arseniaures Natron, Einimpfung künstlichen Serums, Einreibung mit einer Ichthyosolalbe, um der Haut wieder ihre Weichheit und Elasticität zu geben und die Geschwüre zu heilen, und Elektrisirung des Rückgrats.

„Wir werden ja sehen, was das geben wird“ meinte Dominique, der als der Älteste das Rezept geschrieben hatte, „aber ich habe trotzdem Angst, daß dieser Schwächezustand noch zunehmen wird, wenigstens noch während einiger Tage, oder daß eine, wenn auch noch so kleine Complication in den inneren Organen eintreten wird, die bei einem solchen Kräfteverfall ja leider stets zu befürchten ist. . . das wäre der Tod. . . der Tod ohne Rettung, ohne Frage. Schade, jammer schade! Eine so schöne Frau!“

Lemoine senkte den Kopf und schneuzte sich geräuschvoll. Er fühlte, daß die Thränen ihm in den Augen standen, aber er wollte um keinen Preis seinen Schmerz sehen lassen, welcher den Schadenfrohen und Spöttern das Geheimniß seines Herzens verrathen hätte.

Er fühlte es wohl, daß sein alter College mit seiner großen pathologischen Erfahrung nur zu recht hatte.

„Armelige Wissenschaft, die wir da haben, traurige Gelehrte, die wir sind!“ rief er endlich aus, als er eine halbe Stunde später allein mit seinem Schüler-Assistenten die Avenue der Champs-Elisees hinunterging. „Sagen Sie mir aufrichtig, lieber Freund, glauben Sie wirklich an die Diagnose der Sklerodermie, welche wir beiden soeben mitunterzeichnet haben?“

„Aufrichtig gesagt: nein!“ erwiderte Olivier. „Ich glaube nicht daran. . . Aber von all den angeführten Hypothesen und Annahmen war es noch die vernünftigste. . . Man mußte sie wohl oder übel anerkennen.“

Die beiden Aerzte setzten ihren Weg schweigend fort, beide in ihre traurigen Reflexionen versunken.

Sie waren beinahe am Concordeplatz angelangt, als Olivier plötzlich in größter Erregung seinen Meister am Arme packte.

(Fortsetzung folgt.)



Merkspruch.

Wenn dir es je an Mut gebricht,
So tu' bis morgen deine Pflicht!
Dann hast du morgen wieder Mut,
Tußt deine Pflicht! Wer wenig ruht,
Dem ist die Arbeit allezeit
Ein Freund in Glück und Herzeleid.

Die Hände im Volksglauben.

Seit jeher hat sich der Volksglaube gern mit abergläubischen Deutungen über Hände und Fingernägel befaßt. Viele Menschen halten die schmalen, länglichen Hände mit langen dünnen Fingern, die spitz verlaufen, für sehr schön, andere wieder geben den weichen, vollen kleinen Händen den Vorzug, aber überall gilt die knöchige, hagere Hand, ob nun groß oder klein, für unschön. Im Volksglauben gilt als glückverheißend die kleine, edelgeformte Hand mit kurzem Daumen; kurze, dicke Finger mit festen, etwas starren Gelenken sollen auf große Klugheit hindeuten; wer die Daumen einzieht hat Anlage zu Geiz. Sehr kurze Daumen bei Männern werden als Zeichen schwacher, geistiger Begabung angesehen; bei Frauen sollen sie auf schwache Tugend hindeuten. Große Daumen will man nur bei großen Denkern und energischen Charakteren beobachtet haben. Schwacher Verstand soll sich durch große Hände verraten; breit auslaufende Finger deuten auf künstlerische Veranlagung. Hervorragend schön geformte Daumen von auffallender Länge sieht man als Zeichen lyrischer Begabung an. Plump und grobknochige Hände deuten auf Genußsucht; ungleiche, gekrümmte Finger auf Grausamkeit und sehr breit auslaufende, flache Finger auf Sinnlichkeit. — Weiße Flecken in den Fingernägeln gelten in manchen Gegenden als Glückspropheten, in anderen wieder heißt es, sie deuten Herzlosigkeit. Viele Nagelwurzeln sollen viel Geld prophezeien, weiche Nägel auf Wankelmuth deuten; spitze, lange und gekrümmte Nägel bezeichnet man als Merkmale der Hinterlist; breite sollen gesundes Urtheil andeuten, außergewöhnlich harte dagegen Leidenschaft und Rachsucht, und ganz kurze ein aufbrausendes Wesen.

Man will beobachtet haben, daß Frauen mit weichen, vollen Händen große Anlagen zum Verwöhnen ihrer Umgebung haben und daß Pflegerinnen mit solchen Händen unendlich milde und heiter sind. Strenge Lehrer und Erzieher sollen schmale und hagere Hände haben, große Gelehrte sehr gepflegte Hände mit langen, schmalen Daumen. Selbstverständlich schließen alle diese Aufstellungen die Ausnahmen nicht aus, aber sie zeigen zugleich, daß es sehr schwer sein dürfte, eine ganz präzise Beschreibung der „schönen Hände“ zu geben, denn es liegt die Vermutung nahe, daß der subjektive Geschmack immer entscheidet. Nur das mag feststehende Tatsache sein, daß auch die zierlichste und schöngeformte Hand einbüßt, wenn sie nicht „gepflegt“ ist, wie denn auch die Hand- und Nagelpflege bis in ferne Zeiten zurückreicht. Die vornehmen Römerinnen der Cäsaren-Ära waren peinlich auf die Handpflege bedacht und heutzutage sind es die Amerikaner, die in der Kosmetik der Nägel das bedeutendste leisten. Es gibt dort Anstalten zur Pflege und Verschönerung der Hände und Nägel, was man in unsern deutschen Großstädten im kleinen schon nachzuahmen sucht. Gewiß ist eine gutgepflegte Hand immer schön, aber auch die Hand ist schön, die den adelnden Stempel der Arbeit an sich trägt und jene, die Wunden verbindet und Sorgenfalten von den Stirnen streicht.

keine Winke für den Haushalt.

Nichts sollte weggeworfen werden, was unsere Familie oder eine ärmere ernähren helfen kann.

Durch Krankenbesuche wird mehr Unheil angerichtet, als man vermutet.

Viele Leute beklagen sich über schlechte Verdauung. Wie kann es auch anders sein, wenn sie die Gewohnheit haben, ihre Nahrung in Stücken zu verschlucken und ganz zu vergessen scheinen, wozu sie ihre Zähne haben.

In jedem Schlafzimmer müssen Streichhölzer vorhanden sein, doch sollen sie so gestellt werden, daß die Kinder nicht dazu können.

Personen, die schlecht sehen, müssen beim Einsädeln die Nadel über etwas weißes halten.

Das Nähen bei Licht an einem Tisch, worauf sich eine dunkle Decke befindet, ist für die Augen schädlich. Man lege ein weißes Tuch oder weißes Papier darauf, vor sich hin.

Werden Bettlätter in der Mitte dünn, so müssen sie in zwei Hälften auseinandergeschnitten, die äußern Ranten zusammengenäht und die Seiten gesäumt werden.

Nach jedem Waschen muß die Wäsche einer genauen Prüfung unterzogen werden. Zerrißene Stellen sollten ausgebessert und schlechte Knöpfe, Bänder, Haken usw. durch neue ersetzt werden.

Küche und Keller.

Schwarzbrot-Torte.

Man vermengt 120 Gramm geriebenes Schwarzbrot, 75 Gramm geschälte und geriebene Mandeln, 120 Gramm gestoßenen Zucker, 8 Gramm Zimmt, eine Messerspitze voll gestößene Gewürznelken, klein geschnittenes Zitronat und die abgeriebene Schale einer halben Zitrone und 6 Eier. Dies wird eine Stunde gerührt; man mischt den steifen Schnee der Eier zuletzt durch, gibt die Masse in eine Springform, die gut mit Butter ausgestrichen ist, füllt die Form nicht zu voll, da der Teig steigt und bäckt die Torte bei gelinder Hitze eine Stunde.

Der Eigensinn bei Kindern.

Eigensinnige Kinder bereiten ihren Eltern und Erziehern gar manche Stunde des Aergers und des Berdrußes. Zwar findet sich der Eigensinn in jedem Lebensalter, tritt aber am häufigsten im Kindesalter auf. Er nimmt da die verschiedensten Formen an. Die Kinder sind rechthaberisch, hören weder auf Ermahnungen noch ernstliche Verwarnungen, ja nicht selten tritt sogar ein gewisser Trotz hinzu und das absichtliche Bestreben, gerade das Verbotene zu tun. Häufig ist der Eigensinn nur ein Produkt schlechter Erziehung; dem Kinde wurde alles gewährt, nie etwas verjagt; immer nur ist man seinen Launen nachgegangen und hat es versäumt, rechtzeitig dagegen aufzutreten. Obwohl der Eigensinn kein Schwäche, sondern ein Stärkesymptom des kindlichen Geistes ist, ist es doch notwendig, dagegen anzukämpfen. Jedoch nicht Strenge oder Vernunftgründe befehlen hier; das sicherste Mittel, gegen den Eigensinn anzukämpfen, besteht darin, das kindliche Interesse auf andere Dinge hinzulenken. Nie sei da der Erzieher um ein Hilfsmittel verlegen, immer habe er ein rettendes Wort zur rechten Zeit. Selbstverständlich vermeide man auch alles, was geeignet ist, Eigensinn bei den Kindern zu erziehen. Was man geben will, das gebe man gern und freundlich; hat man aber einmal nein gesagt, dann bleibe es dabei, nie lasse man sich mit den Kindern auf ein Unterhandeln ein.

Aus aller Welt.

Der Schah als Dichter. Dietrich Hafner gibt in der Wissenschaftlichen Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung einige Verse des Schah Kasr-ed-din von Persien in deutscher Uebersetzung wieder. Eine der Poesien des gekrönten Dichters sei als Probe seiner Kunst hier abgedruckt:

Ein Mädchen, schöner als der Mond, ist mein —
Wie strahlt so leuchtend ihrer Anmuth Schein!
Gleich Traubenblut weilt schwarz der Locken Pracht,
Die Welt verzaubert ihrer Augen Macht.
Und bei dem bloßen Zuden ihrer Brau'n
Umfaßt das All des blut'gen Todes Grau'n.
Wie ist sie reich von Schönheitsglanz umwallt!
Nicht äußern Schmuck braucht solche Guldgestalt.
Wie wunderbar, was Gottes Werderuf,
Was, Weiß in dir des Bildners Meister schuf!
Azer und Mani, seht es — staunt — und schweigt,
Wo eurem Blick sich solche Schönheit zeigt!

Die drahtlose Telegraphie im Dienst des Weinbaues. Es ist nicht ganz gerecht, daß Marconi den ganzen Ruhm an der Erfindung der drahtlosen Telegraphie eingeheimst hat. Ein sehr beträchtlicher Antheil hätte auf den französischen Physiker Branly entfallen müssen, den eigentlichen Schöpfer der Frittröhre, die den wichtigsten Bestandtheil eines Apparates für drahtlose Telegraphie darstellt. Dieser ausgezeichnete Forscher hat neulich in einer Versammlung der Ozeanographischen Gesellschaft in Bordeaux einen Vortrag gehalten, der ein gewisses Aufsehen verdient, zumal wegen der im Anschluß daran vorgeseherten Versuche, die namentlich einige Anwendungen der drahtlosen Telegraphie zu Gunsten des Weinbaues vor Augen gestellt haben. Zunächst handelt es sich um den Schutz von Weinbergen gegen späte Fröste. Als bestes Mittel dagegen gilt die Erzeugung künstlicher Wolken. Das von Branly angegebene Verfahren ist folgendes: Auf freiem Felde wird ein Thermometer aufgestellt, das derart eingerichtet ist, daß bei einer gewissen Temperatur einen Strom zwischen dem Quecksilber und einer Metallskala entsteht. Da am meisten die Temperatur von — 4 Grad gefürchtet wird, so ist das Thermometer auf diesen Punkt einzustellen. Wenn das Quecksilber soweit fällt, wird ein elektrischer Kreis geschlossen, dessen Strom, von Accumulatoren oder fräftigen Elementen ausgehend, in einem Induktor Funken erzeugt. Um den zu schützenden Weinberg sind leicht entzündliche Brennstoffmassen in einzelnen Haufen herumgelegt und durch Leitungsdrähte mit einander verbunden. In diesen zweiten Stromkreis ist außerdem eine Frittröhre eingeschaltet. Sobald nun an dem mit Thermometer verbundenen Sendeapparat die Funken überzuspringen beginnen werden entsprechende Entladungen im zweiten Stromkreis erzeugt, wodurch sämtliche Haufen von Brennstoffen entzündet werden und zur Bildung schützender Wolken Anlaß geben. Die ganze Einrichtung tritt von selbst in Thätigkeit. Außerdem hat Branly ein ähnliches Verfahren zum Hagelschutz erfunden unter Benutzung der Apparate für Gewittermeldung, wie sie schon in verschiedenen Wetterwarten benutzt werden. Es sollen beim Herannahen eines Gewitters durch die drahtlose Telegraphie Böller gelöst werden, deren Detonation angeblich zur Vertreibung von Hagelwolken gute Dienste leistet.

Was ist ein Kuß? Diese von Dichtern und Witzbolden oft aufgeworfene und verschieden beantwortete Frage wird im Juliheft von Meißner's „Deutscher Nebel“ durch einen Mediziner sachmännisch gelöst. Der Züricher Professor Hermann Eichhorst ist natürlich weder Poet noch zum Scherzen aufgelegt, sondern rückt dem Kußproblem mit der ganzen grausamen Vorurtheilslosigkeit des modernen Arztes zu Leibe. So erklärt er den Kuß einfach als eine „medizinische Rücksichtslosigkeit“, ebenso wie das Ausspucken im Beisein anderer Menschen, wie das Verschütten von Kleidern Verstorbener an Arme, oder wie die Unterlassung der Desinfektion der Räume und Gebrauchsgegenstände nach ansteckenden Krankheiten. Der Verfasser des Aufsatzes „Medizinische Rücksichtslosigkeiten“ ist auf den lebhaften Widerspruch aller Laien, nicht nur der Verliebten, gefaßt und nimmt ihre Einwände vorweg. Das Küssen eines nahestehenden und von uns geliebten Menschen eine Rücksichtslosigkeit? Sind wir doch gewohnt, den Kuß als äußeres Zeichen größter Liebe und Vertraulichkeit anzusehen, und läßt sich doch mit einem ein-

zigen Kuß oft mehr als in vielen, vielen Worten ausdrücken! Und dennoch muß der Arzt das Küssen unter bestimmten Umständen für eine grobe medizinische Rücksichtslosigkeit erklären. Darüber sollte man sich um so mehr klar sein, als nicht nur die Angehörigen eines Kranken geneigt zu sein pflegen, den Kranken mit Liebkosungen zu überschütten, sondern auch viele Kranke in höchstem Maße das Verlangen tragen, ihren Dank für Aufopferung und Pflege durch größere Freigebigkeit mit Küssen zum Ausdruck zu bringen.“ Professor Eichhorst führt dann weiter aus, daß bei vielen Infektionskrankheiten, insbesondere solchen, bei denen sich die Ansteckungsherde im Auswurf, im Speichel usw. befinden, trotz der größten Reinlichkeit der Kuß zum Krankheitsüberträger, also geradezu gefährlich wird, und erkennt als eine Milderung der Gefahr vielfach bestehenden Brauch an, nicht auf den Mund, sondern auf die Stirn zu küssen. Verliebte werden damit wahrscheinlich nicht zufrieden sein, aber Verliebte sind ja auch nie ganz zurechnungsfähig; jeder nüchterne Mensch aber wird nach Eichhorst unter die gesunden heillichen Schutzmaßregeln, die jeder sich selbst und den Mitmenschen gegenüber zu beobachten verpflichtet ist, auch die Vermeidung des Kusses rechnen.

Räthsel und Aufgaben.

Buchstaben-Doppelräthsel.

a, a, a, d, d, e, e, g, g, m, n, n, n, o, r, r, r, s, t.

Aus vorstehenden 21 Buchstaben bilde man 7 Wörter von je drei Buchstaben; diese bezeichne, aber in anderer Reihenfolge: einen Artikel, musikalische Bezeichnung, ein Fürwort, eine alte Waffe, einen Nebenheil, einen Gegensatz von roh und einen Artikel.

Setzt man vor jedes dieser Wörter 2 der nachstehend angegebenen Wörter, so entstehen neue Wörter, deren Anfangsbuchstaben einen berühmten Musiker nennen.

a, ä, a, a, i, i, h, c, e, m, n, o, s, u.

Tauschräthsel.

Ahr, Affen, Angel, Hobel, Jahr, Meile, Oder, Pacht, Unkel.

Die Anfangsbuchstaben der vorstehenden Wörter sind durch andere zu ersetzen, so daß neue Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben nach richtiger Ordnung der Wörter den Namen eines amerikanischen Staates nennen.

Verwandlung.

Wie gelangt man durch 3 Zwischenstufen von „Bremen“ nach „Berlin“ und mittelst 4 Zwischenstufen von „Lanban“ nach „Tegel“?

Jedes nachfolgende Wort soll die letzte Silbe des vorhergehenden Wortes als erste Silbe haben.

Nebst.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Alfrostichon.

a.	b.
Alle	— Meile
Gent	— Agent
Bingen	— Clingen
Engel	— Tegel
Dom	— Edom
Heine	— Rheine
Otto	— Lotto
Burg	— Turg
Eger	— Neger
Oder	— Geber
Reis	— Kreis

Maeterlinck.

Nebst.

Des Menschen Engel ist die Zeit.

(Schiller.)



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

— O weß! —



Sie: „Denk' nur, die Baronin Hochnas ist ihrem einfältigen, dummen Gatten mit dem Leutnant von Trittelwitz durchgebrannt!“

Er: „Ja, ja, die Dummen haben das meiste Glück.“

Wörtlich zutreffend.

A.: „Ihr Sohn ist aber ein lustiger Kneipbruder, das muß ich sagen.“ — B.: „Ja, leider, der liegt in allen Kneipen herum.“ — A.: „Ganz recht, ich traf ihn gestern in zwei Kneipen, und in jeder lag er unter dem Tisch.“

Eine glückliche Beamtenbraut.

„Also Dein Bräutigam ist Staatsbeamter, ist er sonst ein stattlicher Mann?“
„O, ein wahrer Staats-Staatsbeamter.“

Das genügt.

Wirt: „Sie — der Wein, den Sie mir das letzte Mal aufhängten, ist noch nicht probiert worden. Kann ich mich darauf verlassen, daß er gut ist?“

Reisender: „Der Wein ist gut, denn sonst würde ich mich gehütet haben, Sie wieder zu besuchen!“

Reflexion.



„Lernt bloß nix,“ sagte meine Großmutter immer, „sonst müßt Ihr arbeiten.“ Die gute Frau hatte recht, sie hatte ja so recht!“

Der tadellose Schatz.
Ein Schelmenliedlein in altdeutscher Manier.



Mein Schatz ist ein Reiter,
Er sprengt durch den Wald;
Doch fällt er nur leider
Herunter gar bald.

Mein Schatz ist ein Weidmann,
Er hält eine Meut';
Doch kommt vom Gejaid dann
Er heim ohne Beut'.

Mein Schatz ist ein Bläser,
Doch ließ er sein Horn
Am Rain in die Gräser
Versinken beim Vorn.

Mein Schatz ist ein Zecher,
Singt Trinkliedlein frisch —
Doch fällt mit dem Becher
Er unter den Tisch.



Noch hierin nur sollt' er
Sich bessern auch sein —
Als Schatz kann mein Holder
Mit trefflicher sein.

In der Küche.

Madame: „Wie, Ihren Bräutigam lassen Sie die Gans einkaufen?“

Köchin: „Na, der hat doch am meisten Interesse daran, daß er eine gute bringt!“

Der Parvenü.

Parvenü (in eine Buchhandlung tretend): „Wollen Sie mir geben das Klassischste, was Sie auf Lager haben.“

— Schlechtes Gewissen. —



Klient: „Sie brauchen Ihren Rock nicht zuzuknöpfen, Herr Rechtsanwalt . . . ich komme nur wegen betrügerischen Dankrochts!“

Unter Strolchen.

„Diesen Sommer war ich in einer Wasser-Heilanstalt!“
„Das war wohl eine Wasser- und Brot-Heilanstalt?“

Vom Kasernenhof.

Ein Rekrut soll seine erste dienstliche Meldung machen, kann aber vor Erregung nur stottern.

Untersoffizier: „Da haben wir das Unglück — ist dem Kerl wahrscheinlich ein Kommißbrot in der Kehle stecken geblieben!“

Der dankbare Schwiegersohn.

Schwiegermutter: „Nun, ich will Ihnen noch einmal in Ihrer Geldverlegenheit helfen.“

Schwiegersohn: „O, Mamachen, dafür küsse ich auf des Stelle Ihre — Photographie!“

Die Hauptattraktion.

Freundin: „Das Theater übt auf Dich eine große Anziehungskraft aus?“

Jose: „Fast so sehr wie ein — Schlüsselloch.“

Gedämpfte Freude.

Junge Frau (die zur Abwechslung mal selbst gekocht hat, zur Köchin): „Also Ihrem Bräutigam hat das Essen geschmeckt, Anna?“

Köchin: „Ja . . . das heißt Madame, ich habe jetzt einen Rekruten, der noch nicht viel vom Essen versteht!“

**Brief des Rechnungsrats Zahlmann
an seinen Freund Siebert.**

Lieber Siebert!

Kollege King und ich finden das 6 und 60 Spiel auf die Dauer zu langweilig; da uns jedoch zum Skat der 3. Mann fehlt, so bitten wir Dich, uns über die langen Winterabende hinwegzuhelfen. Bei dem prächtigen Wetter kannst Du den Weg bequem auf Deinem Brade zurücklegen.

Deine Alte, die ja den Pantoffel mit erstaunlicher Hastigkeit schwingt, ist zwar eine böse 7; aber ich halte es nicht 4 möglich, daß Du ihr die 18 einräumen wirst, über Deine freien Stunden zu verfügen. Wie ich Dich kenne, hast Du ja auch Haare auf den 10en, sei also 1 Mann und komme!

Ich bleibe nicht an Deinem Erscheinen und erwarte Dich heute im 4blättrigen Aleeblatt.

Mit Gruß

Dein Freund Hr. Zahlmann.

Vom Ratgeber.

Professor: „Und wer von Ihnen, meine Herren, hatte vielleicht Gelegenheit, die letzte unsichtbare Sonnenfinsternis zu sehen?“

Schneidig.

„Kam Ihnen der Besuch Ihrer Schwiegermutter nicht recht überraschend, Herr Leutnant?“

„Nein, richtiger Soldat befindet sich ja immer in Kriegsbereitschaft.“

Annonce.

Drei flinke Schreiber werden zum Abschreiben meiner Zeugnisse auf einige Tage gesucht.
Amalie Maier, Köchin.

Erster Gedanke.

Emma (im Monat Mai mit einer Freundin spazieren gehend): „Liebst Du auch den Mai?“

Anna: „Nein, ich liebe einen gewissen Meier.“

Der kleine Kunstkenner.



„Sagt, Schorschel, döös is ‚Heinrich der Löwe‘, der spielt jetzt mit seiner Lanze aam eine ein.“

Hyperbel.

„Nun, Herr Studiosus, ist's auf den letzten Messuren heiß hergegangen?“
„Und wie! Hörmlich in abgehauenen Nasenspitzen gewatet.“

Quittierte Bärtlichkeit.

Kanthippe (ihren Gemahl aus der Kneipe holend): „Du Erzlump! Du Lauge nichts! Der Satan soll Dich holen!“
Gatte: „Noch einer?“

Vom Trabrennen.



Praktische Vorrichtung zum sofortigen Halten gegen Galoppieren oder Sulkylbremse.

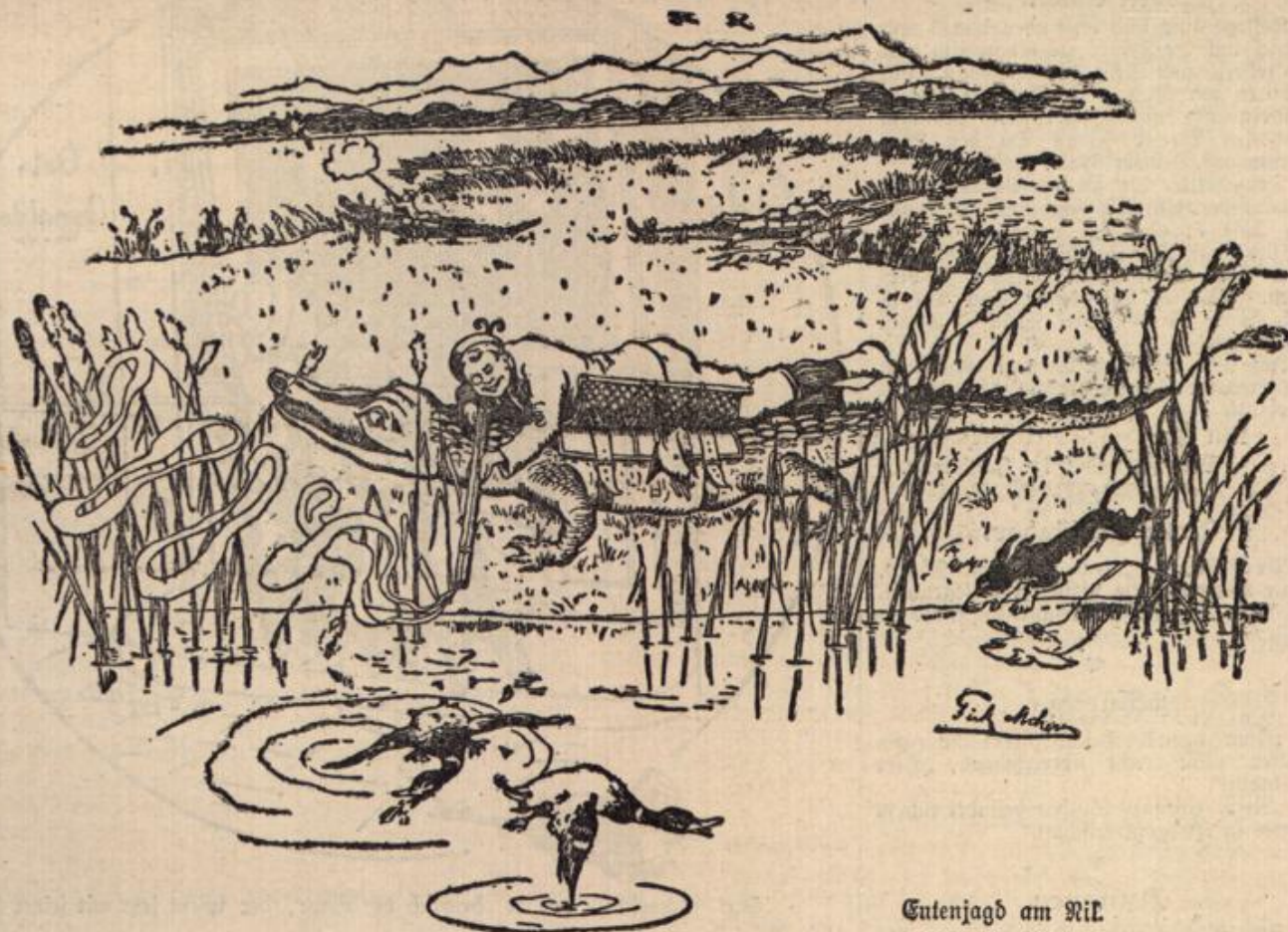
Schnadaßüpf.



Da schaut's amal her,
Dös is der Wirt vom Bindub aam,
Schön're Männer gibt's wohl,
Aber an größern wohl kaam.

Stoßseufzer.

Baron: „Ach, Fräulein, wir sind doch alle Staubhochwohlgeborene!“



Eutenjagd am Nil.

Druckfehler.

Seit jeher kossen die Menschen, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr.

Auf dem Kriegsschiff saßen fortwährend drei Mann auf dem Topf.

Heute endigte unser allseits gehähter Mitborger, der Schriftsteller August Meier, sein runtreiches Leben.

Die Ankunft von mehreren Fudern fremden Gemüses verursachte für die hiesigen Produzenten großen Dreck auf dem Markt.

Mißverständnis.

— „Was hattet Ihr denn heute in der Schule?“

— „Wir haben Sätze über den Tisch gemacht.“

— „Ja, war denn Turnstunde?“

Durch die Blume.

Redakteur: „Haben Sie diese Scherze selbst verfaßt?“

Angebllicher Schriftsteller: „Jawohl.“

Redakteur: „Na, dann müssen Sie aber bedeutend älter sein, als Sie aussehen!“

Ein Vereinfall.

Hausherr (zum Besucher): „Also, wie gesagt, ich merkte schon immer, daß der Diener meine Cigarren mitrauchte, was tat ich nun? Vergangene Woche hatte er Geburtstag, da habe ich ihm statt Geld zwei Kisten Cigarren geschenkt; schlau, was?“ (Zu dem eben eintretenden Diener): „Na, Jean, wie schmecken denn die Cigarren, die ich Ihnen geschenkt habe?“

Diener: „Weiß nicht, gnädiger Herr, ich habe sie an den Kutscher verkauft!“

Glaubhaft.



A.: „Mit Fräulein Dora, der Dichterin, geht zuweilen die Phantasie durch.“
B.: „Dazu würde ich auch im stande sein.“